

Rudolf Speth

Einleitung: Den Kern behalten und sich wandeln: Die Universität vor neuen Herausforderungen

Das Nachdenken über die Universität hat immer einen besonderen Bezug zur jeweiligen Zeit. Betrachtungen über ihre Stellung, die Aufgaben, das Selbstverständnis, die innere Organisation, die Rolle der Studierenden und der Lehrenden, die Beziehung zur Wissenschaft und nicht zuletzt über das Verhältnis zum Staat sind immer eingebettet in wahrgenommene Veränderungen und zu sehen sind die drängenden Probleme der Gegenwart derjenigen, die sich artikulieren.

Das war auch bei Wilhelm von Humboldt der Fall. Er wurde – allerdings erst spät – zum wichtigsten Bezugspunkt beim Nachdenken über die Idee der Universität, ihre Rolle in der Gesellschaft und ihre Aufgabe. Der „Topos der Humboldt’schen Universität ist eine Erfindung des 20. Jahrhunderts. Die Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts kannten ihn nicht“ schreibt Sylvia Paletschek.¹ Bei näherer Betrachtung dieser „überzeitlich beschworenen Idee“ [S. 84] zeigt sich, dass Humboldt in seinem „Antrag auf Errichtung der Universität Berlin“ von 1810 auf seine Zeit Bezug nimmt: „in einem Zeitpunkte, wo ein Teil Deutschlands vom Kriege verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht wird [, könne] der deutschen Wissenschaft eine vielleicht kaum jetzt noch gehoffte Freistatt eröffnet“² werden. Die Elemente dieser neuhumanistischen, humboldtschen Universität (1. Einheit von Forschung und Lehre; 2. Freiheit von Forschung und Lehre; 3. Die Zweckfreiheit der Universität und der Bezug auf „reine“ Wissenschaft; 4. Der Bildungscharakter von Wissenschaft; 5. Die Einheit aller Wissenschaften, die durch die philosophische Fakultät zusammengehalten werden) wurden dann aber erst im Laufe des 19. Jahrhunderts in mehreren Stufen entwickelt, wie Sylvia Paletschek herausgearbeitet hat.

Humboldts Idee der Universität ist nach wie vor – wenn auch abgeschwächt – Referenzpunkt. Dies hat u. a. mit Karl Jaspers zu tun, der sich bereits 1923 in der Zwischenkriegszeit mit der Schrift „Die Idee der Universität“ in den anschwellen-

1 Paletschek, S. (2002): Die Erfindung der Humboldtschen Universität. Die Konstruktion der deutschen Universitätsidee in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: *Historische Anthropologie* 10, 183-205. [S. 184]

2 Wilhelm von Humboldt: Antrag auf Errichtung der Universität Berlin. In: *Schriften zur Bildung*, hrsg. von Gerhard Lauer, Stuttgart 2017, 80.

den Diskurs über die Aufgaben der Universität einschaltete.³ Bedeutsamer im heutigen Kontext ist die Neufassung von 1946, in der Jaspers empfiehlt, sich auf die neuhumanistische Humboldt'sche Universitätsidee zu besinnen, um einen Neuanfang angesichts der Katastrophe des Nationalsozialismus, an der auch die Universitäten Anteil hatten, wagen zu können. Gleich in der Einleitung der Schrift von 1946 hebt Jaspers emphatisch an: „Die Universität hat die Aufgabe, die Wahrheit in der Gemeinschaft von Forschern und Schülern zu suchen. Sie ist eine Korporation mit Selbstverwaltung [...] Sie hat ihr Eigenleben, das der Staat frei läßt, aus der unvergänglichen Idee, einer Idee übernationalen, weltweiten Charakters [...] Die Universität ist eine Schule, aber eine einzigartige Schule. An ihr soll nicht nur unterrichtet werden, sondern der Schüler an der Forschung teilnehmen und dadurch zu einer sein Leben bestimmenden wissenschaftlichen Bildung kommen. Die Schüler sind der Idee nach selbständige, selbstverantwortliche, ihren Lehrern kritisch folgende Denker.“⁴ Auch bei Jaspers ist es der Hintergrund einer Katastrophe, der zur Neubesinnung und Neujustierung anregt. Jaspers Schrift wurde einflussreich in der Diskussion über die Ausgestaltung der Universität in der Bundesrepublik Deutschland, insbesondere hinsichtlich der Bildungsfunktion der Wissenschaften.

Das Nachdenken speziell an der Universität Passau muss sich glücklicherweise nicht auf solche Katastrophen beziehen. Vielmehr sind es Entwicklungen im Bildungssystem der Bundesrepublik Deutschland, die Selbstvergewisserung herausfordern und nicht zuletzt der Beginn einer neuen Präsidentschaft.⁵

Veränderungsdruck ist in den letzten Jahrzehnten insbesondere durch die ansteigenden Studierendenzahlen und den damit verbundenen Ausbau der Universitäten entstanden. Hinzu kommen der Ausbau und Aufstieg der Hochschulen für Angewandte Wissenschaften als ernst zu nehmende Konkurrenz für die Universitäten. Die knapper werdenden Finanzierungsmittel angesichts der Steigerung der Studierendenzahlen und Aufgaben und der damit verbundene Zwang, mehr Drittmittel einzuwerben, führen zu neuen Anstrengungen und einer Differenzierung in der Hochschullandschaft. Dazu trägt auch die Exzellenzinitiative des Bundes bei. Als übergreifende Tendenzen machen sich wachsende Ökonomisierung und Wettbewerb zwischen Universitäten, auch transnational, bemerkbar.⁶

3 Siehe: Karl Jaspers, Gesamtausgabe, hrsg. im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Wissenschaft Göttingen, von Thomas Fuchs, Jens Halfwassen und Reinhard Schulz, Band I/21, Basel 2016, 1-68.

4 Jaspers, Gesamtausgabe, Band I/21, S. 109.

5 Zum 1. April 2020 hat Prof. Dr. Ulrich Bartosch die Präsidentschaft der Universität Passau übernommen.

6 Viele Aspekte ließen sich hier noch anführen. Einige davon werden von den Beiträgerinnen und Beiträgern zu dieser Publikation aufgegriffen.

I. Die historische Tiefendimension

Über die Universität nachzudenken, erfordert einen Blick in ihre Geschichte. Auch wenn heute kaum mehr jemand im emphatischen Sinne daran glaubt, dass eine „Institution nur so lange funktionsfähig bleibt, wie sie die ihr innewohnende Idee lebendig verkörpert“ (Habermas 1986, 703), so ist doch ein Blick auf die Geschichte dieser besonderen Institution Universität nicht zu vermeiden. **Herfried Münkler** hat dafür die Metapher des Teleskops in seinem Beitrag vorgeschlagen. Die Universität von heute hat nicht einfach ihre früheren Gestalten hinter sich gelassen, sondern in sich aufgehoben. Die Metapher des Teleskops evoziert auch den historischen Tiefenblick, mit der vergangene Formen universitären Lebens vergegenwärtigt und danach befragt werden können, welche Relevanz sie heute noch haben. Auch Münkler stellt mit seinem Durchgang durch verschiedene historische Etappen fest, dass die Humboldt'sche Universität „immer mehr in die Defensive gerade ist“. Diese Krise habe sich beschleunigt, indem immer neue Anforderungen von außen in die Universität getragen wurden. Für einen Versuch, den krisenhaften Prozess zu durchbrechen, steht **Ernst Ulrich von Weizsäcker**. Er war von 1975 bis 1980 Präsident der neu gegründeten Universität Kassel, die heute noch als Meilenstein der Hochschulreform in der frühen Bundesrepublik Deutschland gilt. In seinem Beitrag macht er deutlich, welchen unersetzlichen Stellenwert die Individualität in der universitären Bildung hat und wie diese mit reformierten Studiengängen verbunden werden kann.⁷ **Hans-Georg Dederer** blickt in seinem Beitrag nicht zurück, sondern fragt danach, was die „Idee der Universität morgen“ bedeuten kann. Dieser Blick nach vorne, inspiriert durch die Idee der Humboldt'schen Universität, erbringt für ihn Antworten in sechs Dimension. Diese zeigen, im Sinne der Münkler'schen Teleskop-Metapher, dass Vorstellungen, die mehr als 200 Jahre alt sind, durchaus Einsichten enthalten, die aufgegriffen und neu interpretiert werden können.

II. Die Universität und die Wissenschaft

Jürgen Habermas hat in seinem Text „Die Idee der Universität. Lernprozesse“ von 1986 festgestellt, dass sich das Wissenschaftssystem ausdifferenziert und funktional verselbständigt hat. Es bedürfe daher nicht länger einer „normativen Integration in den Köpfen von Professoren und Studenten“ (Habermas 1986, 706). Gleichwohl bleibt die Wissenschaft das primäre Bezugssystem der Universität. Auf diesen Bezug pochen Humboldt und Jaspers. Münkler bekräftigt ihn in seinem Beitrag: „Die Idee der Universität ist [...] aus der Wissenschaft und deren Imperativen heraus zu entwickeln.“

7 Von Weizsäcker hat dies in seinem Buch „Baukasten gegen Systemzwänge. Der Weizsäcker-Hochschulplan“ (München 1970) dargestellt.

Die Wissenschaft fassen viele Beiträgerinnen und Beiträger als den wesentlichen und durch nichts zu ersetzenden Bezugspunkt für die Universität auf. So stellt auch **Anna Henkel** in ihrem Beitrag fest, dass sich die Wissenschaft zunehmend ausdifferenziert habe. Die Universität als formale Organisation müsse „auf diese sich ändernden Umwelтанforderungen durch Ausrichtung ihrer Struktur reagieren [...]“. Die immer feinere disziplinäre Differenzierung der Wissenschaft und damit verbunden die scientific communities bleiben die entscheidenden Bezugsgrößen für zentrale universitäre Entscheidungsfragen wie Berufungen, Forschungsprofil, Gratifikation von Reputation etc. Die Universität ist als Organisation mit „wissenschaftlicher Kommunikation nur lose verkoppelt“. Sie kommt damit Habermas nahe, der in den wissenschaftlichen Lernprozessen eine organisierende Kraft des Zusammenhalts der sich immer weiter ausdifferenzierenden wissenschaftlichen Disziplinen erkennt. Für ihn sind es die „kommunikativen Formen der wissenschaftlichen Argumentation“ die die „universitären Lernprozesse in ihren verschiedenen Funktionen letztlich zusammenhalten“ (Habermas 1985, 716).

Für **Horst Bischof** definiert sich Wissenschaft vor allem durch Forschungsleistung. Hier zeigt sich der besondere Charakter der Universität und hier kann die Universitätsleitung durch eine kluge Strategie vieles bewirken. Innovative Forschungsleistungen werden gerade von jungen Leuten erbracht. Bischof empfiehlt daher, den promovierenden Nachwuchs besonders zu fördern.

Auch für **Sabine Doering-Manteuffel** ist die Wissenschaft für die Universität als „Ort des bewussten Widerspruchs“ der primäre Referenzpunkt. Universitäten sind für sie „Ausbildungsstätten“, in denen dieser „bewusste Widerspruch“ eingeübt werden kann. Die Instrumente und Methoden dafür stellt die Wissenschaft bereit. Nicht zuletzt ist es der Philosoph Karl Popper, auf den Doering-Manteuffel verweist. Gerade heute ist es wichtig, Behauptungen zu prüfen und falsche zu widerlegen. Das Fach „Public Understanding of Science“ sollte Bestandteil dieser Ausbildung werden, weil der bewusste Widerspruch ein gesellschaftspolitisches Projekt ist und als fester Bestandteil universitärer Bildung verstanden werden soll.

Brigitte Forster-Heinlein befragt die „Kultur des bewussten Widerspruchs“ aus der Perspektive des wissenschaftlichen Nachwuchses. Sie stellt fest, dass dies zunächst zwar nur die Wissenschaft betrifft, doch von den personalen Verhältnissen kaum zu trennen ist, einfach deshalb, weil es Abhängigkeitsverhältnisse gibt. Zudem gibt es in der Personalführung aufgrund der herrschenden „trial and error“-Methode eine „große Lücke im deutschen Universitätswesen“.

Die Universität als „Hüter der Wahrheit“ und als Agentin der „Interessen der Allgemeinheit“, diese These entfaltet **Barbara Zehnpfennig** in ihrem Beitrag. Sie begreift die Universität als Ort der entschiedenen Wahrheitssuche jenseits des bloßen Meinens und der Grundhaltung des Relativismus. Der wissenschaftliche Erkenntnisprozess benötigt einen solchen Maßstab.

Auch für **Gesine Schwan** hat die Universität eine kommunikative Aufgabe, wenn auch nicht in einer systemtheoretischen Perspektive. Für sie muss die Universität Verständigung organisieren – in der Lehre und in der Forschung, und das bedeutet auch zwischen den Disziplinen. Die Universität soll damit zu einer „Selbstverständigung der Gesellschaft“ beitragen“.

Carolin Häussler diskutiert in ihrem Beitrag welche Regeln wissenschaftliche Lernprozesse einhalten müssen. Sie rekurriert hier auf die Normen von Robert K. Merton (Communitarism, Universalism, Desinterestedness und Organized Sceptizism), die nach ihm den Erfolg von Wissenschaft bedingen. Sie diskutiert auch die damit zusammenhängenden Probleme: den steigenden Wettbewerbsdruck und die damit verbundenen Verhaltensänderungen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler; die zunehmende Ökonomisierung und die damit verbundenen Folgen für den Transfer; die permanente Evaluierung und – im Gefolge dessen – den Verlust risikoreicher Forschung.

Auch „wissenschaftliche Lernprozesse“ und die „kommunikativen Formen der wissenschaftlichen Argumentation benötigen Regeln und müssen beständig reflektiert werden. Freilich ist dies nicht die alleinige Aufgabe der Universität. Sie hat sich aber an dieser großen Aufgabe zu beteiligen.

III. Reformansätze und Ökonomisierung

Ein zentraler Aspekt der Diskussion über die Universität sind Diagnosen und davon abgeleitete Reformvorschläge. In der Passauer Reihe „Die Idee der Universität – heute (in Passau)“ konnte dies nicht anders sein. Denn das Bemühen, die Universität zu verändern und natürlich zu verbessern, indem sie entweder an die Erfordernisse der Zeit angepasst oder auf ihren Kerngehalt – die Idee – zurückgeführt werden soll, ist mindestens seit den Schriften Humboldts und weiterer Vertreter des deutschen Idealismus zu erkennen.

Die Diagnose von **Herfried Münkler** stellt eine „Überdehnung“ fest: „Die Universität „soll alles sein“ und ihr fehlen die finanziellen Mittel, diese Unzahl von Aufgaben gut zu bewältigen. Münkler schlägt deshalb vor, den „Wildwuchs“ zu beschneiden, um die verschiedenen Formen des Wissens wieder miteinander ins Gespräch zu bringen.

Richard Münchs Diagnose basiert auf einer jahrzehntelangen Forschung zum Gegenstand. Er stellt einen Trend der umfassenden Ökonomisierung der Universität fest und kann dies auch mit einem beeindruckenden empirischen Material untermauern. Er diagnostiziert zum ersten einen zunehmenden institutionellen Wettbewerb zwischen den Universitäten (den individuellen Wettbewerb zwischen den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern gibt es schon lange und er ist ein wesentliches Element des wissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts). Zum zweiten stellt er eine „zunehmende Überlagerung der internen durch die externe

Qualitätssicherung“ fest. Drittens stellt er den Aufstieg der Drittmittel-Universität fest, was zur Bildung von Forschungsteams und Forschungsverbänden führt. Damit wird die Einzelforschung überlagert. In der Summe würden diese drei Trends zu einer Überausstattung der Spitzenuniversitäten und einer Unterausstattung in der Breite führen.

Wolfgang A. Herrmann, der emeritierte Präsident der TU München, plädiert in seinem Beitrag für das Modell der „unternehmerischen Universität“, wobei klar sein sollte, dass er dies nicht im Sinne eines Wirtschaftsunternehmens versteht. Diese Vorstellung einer „unternehmerischen Universität“ verbindet er mit „institutioneller Souveränität“, „Allianzfähigkeit“ und strategischer Führung. Damit sollte das Gegenbild einer behördlichen Universität geschaffen werden. „Institutionelle Souveränität“ bedeutet für Herrmann „die Agenda selbst in die Hand zu nehmen“ – und zwar alle Gruppen, Studierende, Professoren, Mittelbau und Beschäftigte. „Allianzfähigkeit“ heißt für ihn, dass die Universität in der Lage sein soll, sich mit anderen zusammenzuschließen, um Synergieeffekte zu schaffen und im internationalen Wettbewerb zu bestehen. Dies erfordert insgesamt einen „unternehmerischen Spirit“, der sich in der strategischen Führung zeigt.

Einen ganz anderen Weg geht **Ernst Ulrich von Weizsäcker**. Als einer der ersten und prägenden Präsidenten der neu gegründeten Universität Kassel hat er mit seinem Hochschulplan, der auch in seinem Beitrag als Referenz dient, ein Modell für eine Studien- und Universitätsorganisation entwickelt. Sein Ziel ist es, dass im großen Trend der Verschulung Individualität – und das umfasst für ihn u. a. Eigenständigkeit, Neugier, Mut zum Widerspruch – lebbar wird. Natürlich muss diese Individualität Wissenschaft, d. h. methodisches Vorgehen in der Erkenntnisgewinnung, respektieren.

VI. Das Bayerische Hochschulinnovationsgesetz

Das Bayerische Hochschulinnovationsgesetz ist am 1. Januar 2023 nach langer Diskussion in Kraft getreten. Es setzt den Universitäten für ihr Handeln einen neuen Rahmen, der größere Möglichkeiten eigenständigen Handelns bietet.

Bernd Sibler, der damalige bayerische Staatsminister für Wissenschaft und Kunst, wirbt in seinem Beitrag für das neue Gesetz. Er verdeutlicht, dass es dem Gesetzgeber nicht darum geht, den Weg für eine unternehmerische Universität zu bahnen, sondern mehr Agilität und Flexibilität zu fördern. In diesem Sinne kann das Gesetz als Antwort der Bayerischen Staatsregierung nach der angemessenen Organisationsweise der Universität verstanden werden.

In seiner Replik auf den Beitrag des Ministers betont **Heinrich Oberreuter** die Aktualität des Humboldt'schen Universitätsverständnisses. Für ihn ist die Basis der Universität „das Streben nach Wissen um seiner selbst willen“ und er hält den Transferbegriff, den das Gesetz verwendet, für „unglücklich“. Das Gesetz sei zu

sehr vom Geist der TU München geprägt, ihr Einfluss auf die Wissenschaftspolitik „überbordend“ und für die Hochschullandschaft „spaltend“.⁸

Auch **Karsten Fitz** spricht sich in seinem Beitrag gegen eine Einführung des Wettbewerbs zwischen Universität und gegen die Ausrichtung am Leitbild der „unternehmerischen Universität“ aus.

V. Die Universität der Studierenden

Nach Humboldt ist eine Universität eine Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden. Ohne Studierende ist sie nicht denkbar. Die Zeppelin-Universität in Friedrichshafen ist eine der ganz wenigen Universitäten, die einen studentischen Vizepräsidenten hat. **Simon Pagany** berichtet in seinem Beitrag über die Ausgestaltung des Amtes als erster hauptamtlicher Vizepräsident an dieser Privatuniversität. Seine Aufgabe bestand darin, die Verbindung der Universitätsleitung mit den Studierenden, der zahlenmäßig größten Stakeholdergruppe, zu intensivieren. Ist eine solche studentische Vizepräsidentschaft auch an der Universität Passau möglich? In ihrem Beitrag liefern **Lorena Pujja** und **Sophia Rockenmaier** eine flammende Begründung dafür. Sie entwickeln einen konkreten Vorschlag, wie diese Idee in die Tat umgesetzt und wie die Stimme der Studierenden besser zu Geltung gebracht werden könnte.

Die Universität ist auch ein Ort, an dem die Studierenden in eine neue Lebensphase eintreten und wertvolle Erkenntnisse und Erfahrungen gewinnen können, die sie gar nicht gesucht haben. In seinem Beitrag empfiehlt **Thomas Girst** daher – gerade angesichts der engeren Taktung und zunehmenden Verschulung – auch Umwege zu machen und nicht immer den kürzesten Weg einzuschlagen. Es muss möglich sein, sich auf die Suche machen zu können, um etwas zu finden, nach dem man gar nicht gesucht hat.

In ihrer Replik auf Thomas Girst macht **Birgit Beumers** deutlich, welche eminente Bedeutung dieser Umweg – sie verbindet ihn mit Neugier, Zufall, Spürsinn, der Beschäftigung mit riskanten Fragen – für den Forschungsprozess auch heute noch hat. Ohne Neugier, ohne Umwege gibt es keine neuen Erkenntnisse. Ohne Neugier, dem Nachspüren und den zufälligen Funden gibt es für die Studierenden keine Erfüllung. – Wer sich nur der verschulerten Taktung hingibt, bleibt unter seinen Möglichkeiten, so auch Thomas Girst.

8 Oberreuter bezieht sich in seinem Beitrag noch auf den ersten Entwurf des Gesetzes. Dieser wurde verändert, nachdem Bernd Sibler durch Markus Blume am 23. Februar 2022 als Staatsminister für Wissenschaft und Kunst abgelöst wurde.

VI. Die Universität als Organisation

Die Universität heute ist nicht mehr die des beginnenden 19. Jahrhunderts. Damals studierten etwa 5 Prozent eines Jahrgangs, heute sind es mehr als 50 Prozent. Es ist daher wenig verwunderlich, dass die Universitäten heute einer entsprechenden Organisationskultur bedürfen. **Ulrike Beisiegel** spricht in ihrem Beitrag deshalb von einer „professionellen Governance“, damit die Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden entsprechend gestaltet werden kann. Im Mittelpunkt steht für sie der Begriff der Verantwortung, den sie für die Universität in vier Richtungen entfaltet. Ihr Begriff der „professionellen Governance“ zielt nicht nur auf die Universitätsleitung, sondern auch auf die Gremien und alle Bereiche der Selbstverwaltung.

Eng verwandt mit dem Begriff der „professionellen Governance“ ist der des „strategischen Managements“. Diesen verwendet **Andreas König** in seinem Beitrag. Für das strategische Management, einer Aufgabe, die der Universitätsleitung zukommt, ist es unverzichtbar, sich immer wieder die Frage nach dem Kern, d. h. nach der Idee der Universität zu stellen. Daher bietet eine Reihe wie „Die Idee der Universität – heute (in Passau)“ Orientierungspunkte, nicht nur für die Universitätsleitung, sondern für alle ihre Mitglieder, Lehrende, Lernende und Mitarbeiter in der Verwaltung.

VII: Der Bezug zur Gesellschaft

Transfer wird prominent im Bayerischen Hochschulinnovationsgesetz als neue Aufgabe der Universitäten formuliert. In dieser Reihe wurde die Prominenz des Begriffs kontrovers diskutiert. Eine Reihe von Beiträgen begrüßt ihn jedoch und fordert, dass sich die Universitäten dieser neuen Aufgabe tatkräftig stellen.

Dazu zählt der Beitrag von **Uwe Schneidewind**, der Präsident des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie war und nun Oberbürgermeister der Stadt ist. Er fordert dazu auf, die Third Mission, den Transfer, zu stärken und die Universität noch intensiver mit der Stadt – hier mit Passau – zu verbinden. Sein Ziel ist es, die Wissenschaft als transformative Kraft weiterzuentwickeln.

Martina Padmanabhan nimmt den Faden von Uwe Schneidewind in ihrem Beitrag auf und sucht nach Verbindungen der Universität zur Umwelt im Licht von Transdisziplinarität. Sie sieht im Masterstudiengang Nachhaltigkeit, der noch nicht realisiert ist, den Entwurf einer paradigmatischen Umsetzung des Konzepts, Akteure aus der Praxis und „lebensweltliches Wissen“ miteinzubeziehen. Damit soll die Universität vom Kopf auf die Füße gestellt werden.

Für **Micha Teuscher** agiert die Universität aus der Mitte der Gesellschaft heraus. Aufgrund dieser Stellung ergeben sich für ihn bestimmte Anforderungen, die die Governance, d. h. die Steuerung der Universität (1), die Forschung (2) und die

Lehre (3) betreffen. In allen drei Dimensionen versuchen die Universitäten den damit verbundenen Erwartungen - durch die Verbesserung der Strategiefähigkeit, in der auch die individuelle Wissenschaftsfreiheit respektiert wird (1), durch Entwicklung von Lösungsvorschlägen für gesellschaftliche Probleme (2) und durch eine hochschulische Bildung, mit der Absolventinnen und Absolventen für die Arbeitswelt befähigt werden – gerecht zu werden.

In ihrem Beitrag plädiert **Hannah Schmid-Petri** dafür, dass die Universität die Schnittstelle zur Gesellschaft durch Wissenskommunikation aktiv gestaltet. Wissenschaftliche Ergebnisse sollen in einer breiteren Öffentlichkeit diskutiert und damit die Informationsbasis für gesellschaftliche Diskurse bereichert werden.

Auch nach **Manfred Brocker** soll der Gesellschafts- und Politikbezug der Universität weiter ausgebaut werden. In seinem Beitrag plädiert er für eine stärkere politische Rolle der Universitäten. Sie sollen zu „Lobbyisten des Gemeinwohls“ werden. Die Universitäten sollen sich zu „Agenturen der Zukunft“ weiterentwickeln. So könnte ein Institut der „öffentlichen Rüge durch Universitäten“ eingeführt werden, wenn ein „Missbrauch der Wahrheit“ festgestellt wird. Eine derartige Erweiterung der Aufgaben würde aber eine entsprechende Finanzierung voraussetzen.

Ebenfalls für eine Stärkung der Verantwortung der Wissenschaft plädiert **Alexander von Gerner** in seinem Beitrag. Die Universitäten müssen sich als Botschafterinnen in die Gesellschaft begreifen. Er verdeutlicht dies für das Fach Informatik. Es würde eben nicht reichen, nur „Arbeitskräfte für die Wirtschaft“ auszubilden. Doch es gibt auch die Gegenrichtung. Auf wissenschaftsskeptische „Gegenöffentlichkeiten“ in den neuen Medien macht **Florian Töpfl** in seinem Beitrag aufmerksam. Er fordert dazu auf, „wissenschaftsskeptische Nutzerkommentare“ die zunehmend sowohl in den alten als auch in den neuen Medien vorkommen, nicht als Ausdruck der öffentlichen Meinung zu nehmen.

VIII. Der besondere Platz der Universität Passau

Diese Reihe verstand sich insbesondere auch als Reflexionsraum für die Weiterentwicklung der Universität Passau. Im Rahmen der Vorträge sind zahlreiche Vorschläge dazu entstanden. So hat Herfried Münkler angeregt, die „hausinterne Exzellenz“ durch ein „Institute für Advance Studies“ zu verbessern. Mit PICAIS ist dies inzwischen erfolgt. Schneidewind hat mit Blick auf die Stadt Passau vorgeschlagen, mit der „Idee von Reallaboren [...] gesellschaftliche Experimentier- und Ausprobierräume“ zu schaffen.

In eine andere Richtung geht der Vorschlag von **Christian Thies**. Er plädiert für einen Abschied von Humboldt, für die bereits im Gang befindliche Differenzierung und die Hausbildung von Spitzenuniversitäten, für mehr außeruniversitäre

Forschungseinrichtungen und die Gründung von Pädagogischen Fakultäten und konsequenterweise staatlichen Lehrerbildungsakademien.

Im Gegenteil dazu hält **Hans-Georg Dederer** an Humboldt fest, will ihn aber um einige Elemente ergänzen. In seinem Beitrag plädiert er, wie Humboldt, auf ein „auf Persönlichkeitsbildung gerichtetes Bildungsideal“ mit weiteren Elementen: „Öffentlichkeit, Translation, Verantwortlichkeit, Vielfalt, Internationalität und Interkulturalität“. Von ihnen können wichtige Impulse für die weitere Entwicklung der Universität Passau ausgehen.

Mit dem im Entstehen begriffenen „Medizincampus Niederbayern“ ergeben sich nach **Michael Grimm** neue Möglichkeiten an Zusammenarbeit der Medizin mit den Sozialwissenschaften und der Informatik. An zwei Beispielen macht er in seinem Beitrag deutlich, welchen Chancen sich gerade beim Thema Gesundheitsökonomie eröffnen, wenn die Kosteneffizienz im Blick behalten wird.

Der Anlass für „Die Idee der Universität“

Zum 1. April 2020 hat Prof. Dr. Ulrich Bartosch die Präsidentschaft an der Universität Passau übernommen. Wie von ihm bereits ausgeführt, gingen diesem Start Entwicklungen voraus, die einerseits schon seit längerem im Gange waren und die andererseits neu und unerwartet eintraten und Anlass für die im Rahmen der Vorträge dargelegten Überlegungen boten. Hierzu gehört die Frage nach den Möglichkeiten, die eigene Forschungsstärke auszubauen angesichts der geringen Chancen im gegenwärtigen Durchgang des Exzellenz-Wettbewerbs.

Zudem steht die Universität Passau vor der Herausforderung, die Möglichkeiten, welche sich aus der von der Landesregierung ausgerufenen Hightech Agenda (HTA) ergeben, möglichst umfassend zu nutzen, um ihre Forschungsschwerpunkte weiterzuentwickeln und das Forschungsprofil zu stärken.

Die letzten Jahre waren auch von den Diskussionen um das Hochschulinnovationsgesetz geprägt. Die Universitäten in Bayern sollten mit mehr Autonomie eine neue Grundlage ihres Handelns bekommen. Es hat viele Debatten in der einen oder anderen Richtung geprägt und in seiner endgültigen Fassung ist es seit dem 1. Januar 2023 in Kraft.

Ganz unerwartet und synchron mit dem Amtsantritt ist das COVID-Virus über die Gesellschaft und die Hochschulen hereingebrochen. Die Pandemie führte zu einem allgemeinen Lockdown und zwang auch die Universität Passau in einen Prozess der aktiven Digitalisierung ihres gesamten Angebots in Lehre und Verwaltung. Niemand konnte sich darauf vorbereiten, am Ende war es aber doch ein gewaltiger Entwicklungsschub nicht nur für die Lehre, sondern auch für beinahe alle organisationalen Prozesse. Die Vorlesungsreihe „Die Idee der Universität – heute (in Passau)“ war auch davon geprägt. Als digitale Veranstaltung versuchte

sie Impulse zu setzen und mit den neuen und ungewohnten Bedingungen kreativ umzugehen. Im Zusammenhang mit der Pandemie konnte angesichts des Zeitdrucks bei der Implementierung neuer Lehr- und Lehrformen bisher noch keine Reflexion über ihre Zielsetzung erfolgen.

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen erschien es angemessen, über die „Idee der Universität“ neu und öffentlich nachzudenken. Von Januar 2021 bis Juli 2021 fanden 17 digitale Veranstaltungen statt. Sie waren so organisiert, dass der Präsident sie moderiert und eingeleitet hat. Den Auftakt bildete ein 20- bis 30-minütiger Vortrag eines externen Gastes. Die etwas kürzere Replik erfolgte von Mitgliedern der Universität Passau (in der Regel von Professorinnen und Professoren). Die Themenstellung für die einzelnen Veranstaltungen wurde konzeptionell im Vorhinein festgelegt.

Durch diesen Blick von außen sollte ein konstruktiver Diskurs zwischen Selbstvergewisserung und Neuausrichtung angestoßen und durch die Repliken die Anschlussfähigkeit der Ideen sichergestellt werden.

Von den einzelnen Vorträgen wurden Transkripte erstellt, die den Vortragenden für die Ausarbeitung ihrer Beiträge zur Verfügung standen. Nahezu alle Vortragenden haben die schriftliche Ausarbeitung ihres mündlichen Vortrags für diese Publikation eingereicht. Die verschriftlichen Beiträge sind daher in Stil und Duktus sehr an den mündlichen Vortrag angelehnt.

Die Beiträge sind schließlich nicht entlang der ursprünglichen Struktur gruppiert worden, sondern entlang einer thematischen Gliederung.

Literatur

- Humboldt, W. von (2017): Antrag auf Errichtung der Universität Berlin. In: G. Lauer (Hrsg.): *Schriften zur Bildung*. Stuttgart, 80.
- Jaspers, K. (2016): Gesamtausgabe. Band I/21. In: T. Fuchs, J. Halfwassen & R. Schulz (Hrsg., im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und der Akademie der Wissenschaft Göttingen). Basel, 1-68.
- Paletschek, S. (2002): Die Erfindung der Humboldtschen Universität. Die Konstruktion der deutschen Universitätsidee in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: *Historische Anthropologie* 10, 183-205.
- Weizsäcker, E. U. von (1970): *Baukasten gegen Systemzwänge. Der Weizsäcker-Hochschulplan*. München.

Autorenangaben

Rudolf Speth, PD Dr., Universität Passau, Büro des Präsidenten
email: rudolf.speth@uni-passau.de